

Teil 3: Dachkollektive und pankollektive Formationen – Kollektivität diesseits und jenseits des Nationalstaats

Heimatloser Weltbürger oder glücklicher Hinterwäldler?

Identität – Nation – Kultur: Die Rolle von Fremdsprachen-Studien und Landeskunde

Hermann H. Wetzel

1. Einleitung¹

Mit der Öffnung der Fremdsprachenphilologien zur Kulturwissenschaft seit den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts bekam die sogenannte Landeskunde einen höheren Stellenwert durch neue Studiengänge und ein entsprechendes Gewicht in Lehre und Prüfung. Dahinter stand die allerdings nicht von allen Fachvertretern an den Universitäten geteilte Einsicht, dass die immer spezialisiertere sprach- und literaturwissenschaftliche Ausbildung durch eine kulturwissenschaftliche zu ergänzen sei, um im Dienst der zunehmenden internationalen Mobilität interkulturelle Kompetenz für Schule und Beruf zu vermitteln (z.B. sog. European Studies). Nicht selten handelt es sich dabei jedoch lediglich um eine Unterrichtung über Institutionen (politische Verfassung, Verwaltungsstruktur, Wirtschaft, Rechtssystem etc.), die man gestrost einem guten, stets auf dem neuesten Stand zu haltenden Sachbuch und einer standardisierten Abprüfung überlassen könnte.

Um die Funktion und Bedeutung der fremden Kultur, die laut Lehrplan immer noch in erster Linie in Form von Sprache und Literatur vermittelt wird, im Zusammenspiel mit der eigenen zu erfassen, bedarf es grundsätzlicher, über die Sachinformation hinausgehender Überlegungen, die die Rolle der Kultur nicht nur für die betroffenen fremden Kollektive und Individuen, sondern auch die erwünschten und eventuell unerwünschten Auswirkungen auf die Identität der Lernenden in den Blick nimmt. Dazu im Folgenden ein paar

¹ Der Aufsatz schließt an die Überlegungen an aus Wetzel 2002.

Überlegungen, die den kollektivwissenschaftlichen Forschungen von Klaus P. Hansen wertvolle Anregungen verdanken.

Die Landeskunde als Teilfach der Fremdsprachenphilologien ist in ihren Anfängen ein nicht besonders sympathisches Kind des militanten Nationalismus. Um es auf eine kurze Formel zu bringen: Will man den Konkurrenten im nationalen Wettbewerb militärisch und wirtschaftlich schlagen, so muss man ihn kennen.² In der Tradition der sogenannten Völkerpsychologie und der Völkertafeln werden den Angehörigen einer Nation eindeutige Charakterzüge zugeordnet, in der Art stereotyper, essentialistischer Aussagen wie DER Deutsche, DER Franzose etc. oder ›typischer‹ antagonistischer Zuschreibungen wie französischer Esprit gegen deutschen Geist³, italienische *dolce vita* gegen deutschen Fleiß etc. Die übliche Beschränkung der Fremdsprachenphilologien auf eine Nationalsprache und einen Staat geht beim immer zumindest latenten Vergleich mit der eigenen Kultur einher mit der fatalen Tendenz, normierend zu verallgemeinern und zu vereinfachen, Extreme zu bevorzugen und das Fremde abzuwerten.⁴ Dagegen hilft nur die grundsätzliche Einsicht, dass jedes einzelne Individuum einer Vielzahl von Kollektiven (Hansens Multikollektivität) und damit auch einer Vielfalt von Kulturen angehört, unter denen Nation und Sprache nur kollektive Klammern unter anderen darstellen, die zwar wichtig sind, jedoch nicht das ›Wesen‹ eines Menschen ausmachen und seine Identität unverrückbar bestimmen.

Vor der Corona-Pandemie verging keine Woche, ohne dass in den Medien Begriffe wie Identität, Heimat, Nation, Leitkultur etc. in den verschiedensten Zusammenhängen auftauchten: In der Bildungs-, Innen- und Außenpolitik, in der Migrations- und Einwanderungsdiskussion. Die Begriffe sind inzwischen emotional aus den verschiedensten Gründen so belastet, dass eine sachliche Diskussion über ihre psychosoziale und politische Funktion dringend notwendig ist. Deutschland ist mit dem Phänomen des Rechtsradikalismus und der wieder erstarkenden nationalistischen Strömungen in Europa und weltweit nicht allein. Die identitären Bewegungen, die trotzige Betonung

2 Man braucht dabei nicht einmal so weit zu gehen wie ein amerikanischer Bekannter, der auf seine Frage, wie man denn nach 9/11 noch Orientalistik studieren könne, ebenso kurz wie präzise selbst antwortete: »[...] to know the enemy and to kill him.«

3 Picht 1989; Leenhardt/Picht 1997.

4 Daran ändert auch die in den letzten Jahren verstärkte Berücksichtigung der Kolonial-Literaturen in der Sprache der ehemaligen Herren nichts Grundsätzliches.

des Nationalen vor allem in Polen, Ungarn und anderen östlichen und südöstlichen europäischen Staaten, aber auch in Frankreich, Putins und Erdogans Großmachtfantasien, der Brexit, Trumps ›America first‹, die separatistischen Strömungen in Katalonien, Norditalien und Korsika – alle diese Bewegungen zielen in eine ähnliche Richtung. Dazu passt, dass es zeitweise auch unter im Grunde proeuropäischen Politikern zum guten Ton gehörte, die Europäischen Gemeinschaft und den globalen Welthandel trotz nicht zu leugnenden Vorteilen schlecht zu reden.

Um diese den Weltfrieden bedrohende Entwicklung in den Griff zu bekommen, genügt es nicht, die Unzufriedenen ›endlich‹ zu Wort kommen zu lassen, ihre ›Probleme ernst zu nehmen‹ oder was sonst noch an wohlmeinenden Phrasen im Umlauf ist. Manche sind viel zu sehr mit dem Überlebenskampf beschäftigt oder von ihren Ängsten gelähmt, als dass sie sich über die tieferen Ursachen ihrer Meinung Gedanken machen könnten, und ihre Wortführer benützen die Unzufriedenheit als Beschleuniger ihrer eigenen Macht-Karriere.

2. Individuum und Kollektiv (Identität, geteilte Werte)

Unter Identität verstehen wir einen Bestand an Eigenschaften, Einstellungen, Werten und Verhaltensweisen eines einzelnen Menschen oder auch ganzer Menschengruppen, der die psychische Stabilität des Einzelnen als Fähigkeit zur Lebensbewältigung wie auch den Zusammenhalt und die Überlebensfähigkeit von Kollektiven garantiert. Einen Menschen mit stabiler Identität nennen wir selbstbewusst oder selbstsicher, ein entsprechendes Kollektiv bezeichnet man als einig, solidarisch, eventuell als patriotisch. Ohne Identität wird der Einzelne zum ›Mann ohne Eigenschaften‹, und Kollektive ohne Identität zerfallen in Einzelkämpfer und enden in einem Kampf aller gegen alle.

Der Psychoanalytiker E. H. Erikson⁵ unterscheidet zwei Hauptkomponenten bei der Bildung einer (Ich-)Identität, von der er annimmt, dass sie beim Eintritt ins Erwachsenenalter, wenn »die Brauchbarkeit der [Kindheits-] Identifikationen endet«, in eine Krise gerät.⁶ Laut Erikson baut Identität

5 Erikson 1966.

6 »Das heißt aber nicht, dass die Identitätsbildung mit der Adoleszenz beginne oder ende: sie ist vielmehr eine lebenslange Entwicklung, die für das Individuum und seine Gesellschaft weitgehend unbewusst verläuft.« (Ebd., 140f.)

einerseits darauf auf, dass sich ein Individuum über einen größeren Zeitraum als selbstidentisch erfährt (Selbstbewusstsein). Das Fundament dazu wird teils mit einem mündlich oder schriftlich tradierten, meist nur lückenhaften, chronologischen Lebenslauf, teils aber auch mit einer narrativ elaborierten Biographie gelegt, im größeren, kollektiven Maßstab eingebettet in eine Familien- oder Landes-Geschichte. Als zweite zwingend notwendige Komponente gehört zur Identität die Abgrenzung vom Nicht-Ich, von ›Anderen‹, seien diese nun Verwandte, Freunde oder ›Fremde‹, die man aber braucht, um durch eine nicht zum Ich gehörende menschliche Instanz in seiner Identität anerkannt (bzw. abgelehnt) zu werden (Anerkennung). Es bringt dem Selbst nur wenig bis nichts, wenn es sich für grandios hält, alle anderen seine (angeblichen oder tatsächlichen) Qualitäten aber ignorieren. Anerkannt wird man von den Kollektiven, mit denen man die meisten übereinstimmenden Merkmale aufweist, mit denen man die meisten Erinnerungen, Werte und »gruppenspezifischen Charakterzüge« teilt und die man seinerseits durch seine Zugehörigkeit stärkt.⁷ Aber auch die Ablehnung durch fremde, ›feindliche‹ Kollektive kann die Identität stärken: ›Viel Feind, viel Ehr!‹ Die verschiedenen Kollektive, denen ein Individuum angehört, bieten ihm aber nicht nur Anerkennung, sie formen es auch und äußern Erwartungen an die Konformität des Einzelnen (Anpassungsdruck).

Die Notwendigkeit der Anerkennung durch Andere hat also für das Individuum nicht nur Vorteile, sie kann von Seiten der eigenen Gruppe und von Seiten der Anderen in unangenehmen Zwang ausarten: Weniger geschätzt und anerkannt als lediglich einem Kollektiv zugehörig erkannt wird man von Außenstehenden, die einen, ob man es persönlich will oder nicht, auf Grund von sogenannten Vorurteilen einem bestimmten Kollektiv (etwa einer Nation) zuordnen (»Ein typischer Deutscher!«). Man erfährt so eine unerwünschte Absicherung seiner eigenen Identität durch manchmal unbequeme Zuschreibungen bzw. Vereinnahmungen, sowohl von Fremden als auch von Angehörigen der eigenen Gruppe (»Wir sind das Volk!«). Vor allem die dadurch gewonnenen Informationen über die Fremdwahrnehmung präzisieren auch die Selbsteinschätzung. So wird etwa einem deutschen Schüler bald klar, dass das Bild des Deutschen im Ausland in erster Linie durch Filme über den Zweiten

7 »Der Begriff ›Identität‹ drückt also insofern eine wechselseitige Beziehung aus, als er sowohl ein dauerndes inneres Sich-Selbst-Gleichsein wie ein dauerndes Teilhaben an bestimmten gruppenspezifischen Charakterzügen umfasst.« (Ebd., 124)

Weltkrieg geprägt wird. Dies kann den Schock einer selbst von Wohlgesonnenen häufig gestellten Frage wie »Bist Du Nazi?« mildern und zwingt zur Reflexion über die eigene Identität.

Die Identität des Einzelnen ist also im Guten wie im Schlechten angewiesen auf kollektive Identitäten: auf die Erfahrung des »inneren Sich-selbst-Gleichseins« (Erikson), auf eine private und kollektive Geschichte und auf die Teilhabe an der (den) Geschichte(n) der Anderen mit ihren Erinnerungs-orten. Beide Bereiche der Identität bilden sich und leben im Bereich der Kultur: Ein familiäres Fotoalbum oder gar eine Familiengeschichte bietet Fixpunkte, die das Individuum in seiner eigenen, ganz persönlichen (»Schau, das bin ich!«), lediglich zwei, drei Generationen umfassenden Geschichte (Assmanns »Alltagsgedächtnis«)⁸ verankern und darüber hinaus in der vielleicht Jahrhunderte, ja Jahrtausende umfassenden Geschichte verschiedener Kollektive (Assmanns »kulturelles Gedächtnis«). In den letzten 150 Jahren war dies vorwiegend die Geschichte der Nation, noch länger zurück die Geschichte des Abendlandes, des Christentums etc. Das kulturelle Gedächtnis lässt sich bevorzugt an sogenannten Erinnerungsorten (Pierre Noras⁹ *lieux de mémoire*) festmachen, die zur Stabilisierung von Kollektiven dienen und die Festigung der Selbstidentität in idealer Weise mit der Anerkennung im Kollektiv verknüpfen.

3. Natürliche und frei gewählte Kollektive

Die Zugehörigkeit zu verschiedenen und verschieden stark bindenden und prägenden Kollektiven entscheidet darüber, ob eine Identität reich, differenziert und in sich gefestigt ist. Man ist versucht, eine Relation zwischen der Menge der Kollektive und der Stabilität der Identität herzustellen.¹⁰ Doch die Quantität findet ihre Grenze in der Qualität der Beziehung zum Kollektiv. Um von seiner Zugehörigkeit und der daraus gewonnenen Anerkennung optimal zu profitieren, braucht das Individuum eine begrenzte und intensive Beziehung zu den Kollektiven, denen es sich zugehörig fühlt. Das mögen natürliche oder quasi-natürliche, teilweise auch als Zwang empfundene Kollektive sein, in die es hineingeboren wird, wie die Familie oder verschiedenartige

8 Assmann 1988.

9 Vgl. Fußnote 31.

10 Der Sozialpsychologe Heiner Keupp (1997) spricht von »Patchwork-Identität«.

Gemeinschaften wie Geschlecht, Hautfarbe, Religion oder Nation (Hansens Schicksalskollektive). Dazu kommen im Laufe des Lebens die verschiedensten mehr oder minder frei gewählten Kollektive, etwa die mit Ausbildung, Beruf (Schule, Gewerbe, Universität) und Liebhabereien verbundenen Gruppen bis hin zu politischen Parteien, NGOs und anderen dominant ideologisch geprägten Kollektiven (Hansens Interessenkollektive). Gegenüber der Situation vor zwei, drei Generationen hat sich die Bindungskraft der natürlichen Kollektive vor allem in der sog. westlichen Welt verringert: Man wird zwar auch heute noch seiner Hautfarbe oder seinem Geschlecht kaum entkommen können, doch schon die soziale Schicht, die Religionsgemeinschaft, der Beruf oder die Nationalität, die alle einst schon durch die Herkunft vorgezeichnete lebenslange, quasi-natürliche Zwangsmitgliedschaften waren, sind heutzutage keine Kollektive mehr, denen man bedingungslos ein Leben lang verpflichtet bleiben muss.

Unter den frei wählbaren¹¹ Kollektiven spielen fremde Sprachgemeinschaften als Bausteine einer breit angelegten Identitätskonstruktion eine wichtige Rolle, da sie einen privilegierten Zugang zu sonst weitgehend verschlossenen¹² kulturellen Bereichen eröffnen. Nicht nur, dass dadurch Fremdes zum erweiterten Eigenen wird, sondern auch das Eigene wird erst dadurch in seiner genetischen Hybridität erkannt. Jemand der nur Deutsch spricht, wird sich kaum Rechenschaft darüber geben, wie viele Lehn- und Fremdwörter der Wortschatz des Deutschen und damit wie viel fremde Kultur er enthält.

4. Hierarchie der Kollektive und ihrer Werte

In der Hierarchie der Kollektive, denen ein Individuum angehört, spielen einige natürliche und quasi-natürliche wie Familie, Sprache, Religionsgemeinschaft und Nation eine herausragende Rolle. Im Laufe ihres Lebens jedoch betten sich Individuen je nach sozialer, kultureller und politischer Entwicklung in immer wieder andere bzw. neu entstehende Kollektive, während andere an Bedeutung verlieren: Die Familie oder der Clan als natürliche und

11 Die Bildungspolitik schränkt die Wahlfreiheit durch sprachliche Pflichtfächer (heute in der Regel Englisch) und das (limitierte) Angebot an frei zu wählenden Sprachen massiv ein.

12 Übersetzungen sind bei komplexeren Texten nur ein Notbehelf.

früher überlebensnotwendige Kollektive spielen im Zeitalter der Sozial- und Krankenversicherungen zumindest in unseren Breiten nicht mehr die Rolle wie in nomadischen oder agrarischen Gesellschaften mit schwachen staatlichen Institutionen. Deswegen kann die Hierarchie der Kollektive zu einem bestimmten historischen Augenblick und an einem bestimmten gesellschaftlichen Entwicklungspunkt auch nicht überall auf der Welt dieselbe sein, was man beim Export unserer politischen Vorstellungen in Länder der sogenannten Zweiten und Dritten Welt nicht vergessen sollte.¹³

Der sich wandelnde Stellenwert von bestimmten Kollektiven innerhalb ihrer Gesamtmenge, der der Einzelne notwendig angehört, spricht gegen eine hierarchische Ordnung und folglich auch gegen eine entsprechende Terminologie, die den Charakter und die Wichtigkeit von Kollektiven für das Individuum generell festschreibt (etwa Hansens Dachkollektiv). Selbst innerhalb eines Lebenszyklus, ja innerhalb von Tagen kann sich die Bedeutung eines Kollektivs wie der der Nation dramatisch ändern, wie man angesichts des aktuellen Krieges in der Ukraine beobachten kann. Auch ein dort lebender Weltbürger, dem die Farbe und Aufschrift seines Passes bisher herzlich gleichgültig war, sieht sich plötzlich einem ungeahnten Bedeutungszuwachs seiner Nationalität gegenüber, den geforderten Heldentod eingeschlossen.

Der Multikollektivität und ihren wechselnden Hierarchien entgeht keiner. Auch Andreas Reckwitz' spätmoderne »Gesellschaft der Singularitäten«¹⁴, angeblich eine Gesellschaft des »radikalisierten Individualismus«, die sich an der »Verfertigung von Besonderheiten und Einzigartigkeiten, an der Prämierung von qualitativen Differenzen, Individualität, Partikularität und dem Außergewöhnlichen orientiert«,¹⁵ unterscheidet sich nicht grundsätzlich von der traditionellen »Gesellschaft der Gleichen« (»die auf der Reproduktion von Standards, von Normalität und Gleichförmigkeit basierte«)¹⁶. Man mag wohl mit zunehmender materieller Unabhängigkeit der Individuen einen generellen Bedeutungsrückgang von Normalität fordernden Zwangskollektiven konstatieren, doch nicht nur Künstler strebten schon in der Gesellschaft der Gleichen nach Distinktion (Bourdieu) und Singularität. Die Singularität von Angehörigen der heutigen globalen Eliten ist nur eine scheinbare. Sie existiert

13 Was passiert, wenn man dies nicht bedenkt, kann man an den sog. failed nations ablesen.

14 Reckwitz 2017.

15 Reckwitz 2019, 19.

16 Ebd.

doch nur, wenn sie von Ihresgleichen (also einem Kollektiv), erkannt und anerkannt wird. Der Passauer Tennisklub (um Hansens Lieblingsbeispiel zu nehmen) wird lediglich ersetzt durch den Poloclub, der popelige Platz in Niederbayern durch den zugefrorenen See in St. Moritz. Die Netzwerke¹⁷ der Spätmoderne sind keineswegs so neu und ortsunabhängig, wie die Bezeichnung ›global‹ suggeriert. Man wohnt und trifft sich immer noch in Miami oder auf den Bahamas, in den großen Metropolen oder den jeweils schicken Erholungsorten. Das einzig Neue, wenn man es denn als neu bezeichnen will, ist die der medialen Beschleunigung geschuldete Verkürzung des Prozesses der Distinktion und der anschließenden Banalisierung ihrer Merkmale. Das Besondere und Singuläre bekommt so eine immer kürzere Halbwertszeit. Man findet kein Provinzfestival mehr ohne ›Stardirigenten‹ und ›Ausnahmekünstler‹. Jede Singularität auf dem Kunstmarkt wird sofort vom Pulk der avantgardistischen Grenzübertreter vereinnahmt. Ein wirklich singulärer Künstler jedoch wird mangels ihn alimentierenden Kollektivs höchstens auf posthume Anerkennung hoffen können.

Als wenig singulärer ›weißer alter Mann‹ gehöre ich zwar in den Augen der Anderen in bestimmte Schubladen, aber ich brauche die kollektiven Kategorien Hautfarbe, Alter, Geschlecht nicht als meine dominanten, lebensleitenden Wesenszüge (als den Kern¹⁸ meine Persönlichkeit) zu betrachten und bin durchaus darin frei, sie als untergeordnete Identitätsmerkmale einzuordnen. Ob jemand in erster Linie Deutscher oder Katholik oder Musiker oder Wissenschaftler sein will, ist in der heutigen westlichen Gesellschaft seine freie Entscheidung. Das heißt allerdings nicht, dass die Anderen die persönlich gewählte Hierarchie überhaupt zur Kenntnis nehmen, sie auch noch akzeptieren und ihn nicht ohne genaueres Ansehen der Person aufgrund eingefleischter Vorurteile einordnen.¹⁹

17 Der Begriff ›Netzwerk‹ klingt allerdings moderner und weniger kommunistisch als das ›Kollektiv‹.

18 Metaphern aus dem Bereich der Pflanzen wie Zwiebel oder Kern führen in diesem Zusammenhang leicht in die Irre, denn beide gehen von einer festgelegt stabilen Anordnung und Rangfolge aus. Die Gemengelage der Kollektivzugehörigkeiten ist jedoch fluider und dynamischer.

19 Rassismus und Antisemitismus sind Bereiche, in denen diese Zwangszuschreibung einer (vermeintlich) festen Identität oft unterschwellig funktioniert, ohne den Zuschreibenden überhaupt bewusst zu sein. Hat man je von einem katholischen oder protestantischen oder bayerischen Immobilienhändler, Investmentbanker oder Ausnahmevirtuosen gelesen? Nicht etwa, dass es solche nicht gäbe, doch man hält die Religions-

Eine Identität kann widersprüchliche Teilmengen umfassen. Doch sollten sich die verschiedenen Kollektive, denen ein Individuum zugehört, nicht in ihren Werten und Zielen diametral widersprechen, da sonst die Einheit der Person und die Anerkennung durch die Anderen gefährdet ist. So schließt zwar eine feste Verankerung in Familie und lokaler Heimat eine globale berufliche Vernetzung und eine bewusste Distanz zu nationalen und regionalen Bindungen nicht aus. Jedoch wird die ideologische, religiöse und politische Identität im Zweifelsfall über der beruflichen oder der mit einem Hobby verbundenen stehen. Ein sozial engagierter Unternehmer kann gleichzeitig in einer linken Partei, im Arbeitgeberverband und Mitglied im Golfclub sein. Kommt es jedoch zu Interessenkonflikten, wird er sich über die Hierarchie der seine Identität bestimmenden Werte klar werden müssen.

Man sollte über den unbestreitbaren, durch die Wahlfreiheit gewonnenen Vorteilen einer differenzierteren Identität jedoch das Bedürfnis nach dem Vertrauten (Eriksons Kindheits-Identifikationen) und seine Bedeutung für die emotionale und psychische Stabilität breiter Bevölkerungsschichten nicht unterschätzen. Denn die Vorteile einer solchen Autonomie können sich erst aus einer (sozial, ökonomisch und psychisch) sicheren Position heraus im Kontakt mit dem und den Fremden, im Kennenlernen fremder Sprachen, fremder Orte²⁰ und Gedankenwelten, kurz, nur durch Erfahrung und Bildung erschließen. Andernfalls beunruhigt und ängstigt diese Plastizität und Offenheit der Identität (der eigenen wie auch der fremden) eher, da sie ein hohes Maß an Urteilsfähigkeit, an autonomen Entscheidungen zwischen fast unendlich erweiterten Möglichkeiten und eine große Selbstverantwortung verlangt. Nach Jahren der Förderung des Individualismus, der Selbstbezogenheit und Selbstverwirklichung, des Strebens und Sicherns der Freiheiten des emanzipierten Einzelnen und seiner verschiedenen Kollektive (Feministinnen, sexuelle Minderheiten, people of color etc.) fühlen sich nicht wenige Menschen verunsichert und überfordert. Sie würden am liebsten bedingungslos angeblich altbewährten und in ihrer Umgebung anerkannten Meinungen und Verhaltensweisen anhängen und »unter sich«, das heißt im Kreis derer bleiben, deren Überzeugungen und Werte den ihren am ehesten

zugehörigkeit bzw. die Herkunft für irrelevant, es sei denn, es handle sich um einen Menschen jüdischen Glaubens, dem der Alltagsrassismus mehr oder minder selbstverständlich einen »typisch jüdischen« Beruf zuschreibt.

20 Man kann nicht unterschiedslos behaupten, »Reisen bildet«. Es bildet nur diejenigen, die gegenüber dem Fremden offen sein können.

gleichen, wie in den sogenannten Identitären Bewegungen, die eine feste, unveränderliche Identität vorgaukeln. Eine solche vom Herkunftsmilieu fix und fertig bereitgestellte und unmodifiziert übernommene Leih-Identität bietet die scheinbar risikolose Sicherheit des Vertrauten, die man in ihrer Bedeutung für die psychische Stabilität des Einzelnen und die Stabilität einer Gesellschaft nicht verkennen sollte.²¹

Der Kontakt mit dem Fremden im Rahmen des Fremdsprachenunterrichts, sei es in der Form des Schüleraustauschs oder des Auslandsstudiums, führt daher auch nicht selten zu unerwünschten Ergebnissen, wenn sich ängstlichere, ungefestigte Charaktere in der Sicherheit ihrer Leihidentität bedroht fühlen und sich den Erfahrungen der Fremde nicht öffnen, sondern bevorzugt den Kontakt zu Kompatrioten suchen, ihre Gastgeber (und deren Vorurteile) eher meiden und sich hinter ihren letztlich bekräftigten nationalistischen Einstellungen verschanzen. Deswegen sind schlecht vorbereitete Schülerbegegnungen oder Auslandsexkursionen kontraproduktiv.

Es ist problematisch zu behaupten, eine geliehene, aber gefestigte Identität sei immer noch besser als eine unsicher schwankende, von jeder neuen Mode und jedem Scharlatan beeinflussbare. Es gibt ja nicht nur diese beiden extremen Alternativen, das Optimum liegt wie so oft in der Mitte. Selbst wenn die Traditionalisten und Fundamentalisten aller Couleurs ein weit verbreitetes Bedürfnis erfüllen, können (und sollten) wir nicht zurück, denn die gewonnenen Möglichkeiten, die als Freiheiten und nicht als Bedrohung empfunden werden sollten, sind zu mühsam erkämpft und zu kostbar, um wieder leichtfertig der intellektuellen Bequemlichkeit geopfert zu werden. Es wird leicht vergessen, dass nicht nur die Frauen²², immerhin die Hälfte der Bevölkerung, von den neuen Freiräumen profitieren, sondern wirklich alle, besonders auch früher verfolgte Minderheiten, wenn man an die vielfältigen Zwänge denkt, die noch vor ein, zwei Generationen das Leben der Mehrzahl bestimmten. Und das gilt, wenn auch im Gegenzug das Leben insgesamt unübersichtlicher und vielleicht anstrengender geworden ist. Die nach adäquaten Reaktionen verlangende gewachsene Komplexität der globalisierten Welt verschwindet nicht dadurch, dass man auf veraltete Bewältigungsstrategien

21 Es wäre sonst kaum verständlich, dass sich junge Frauen aus westlichen Ländern freiwillig in die religiöse, soziale und politische Abhängigkeit des IS begeben.

22 So erklärt sich auch teilweise die oft beobachtete Verbindung von Rechtsterrorismus und Frauenhass.

zurückgreift. Ziel einer gelungenen Erziehung und psychosozialen Entwicklung in Schule und Universität sollte es daher sein, die Formung einer so stabil wie nötigen und so offen wie möglichen Identität zu erlauben. Hierbei spielen fremde Sprachen und Kulturen eine herausragende Rolle.

5. Brauchen wir eine nationale Identität?

Die Nation als geographische (Land), institutionelle (Staat), kulturelle (Kulturation), sprachliche (Nationalsprache), religiöse (Gottesstaat), ja angeblich biologische (»Ein Volk, ein Reich, ein ...«) Einheit ist keine naturwüchsige und ewige Organisationsform, sondern eine geschichtlich gesehen relativ junge Erfindung. Erst nach der Französischen Revolution und vor allem im 19. und 20. Jahrhundert löste sie nach und nach das dynastische Prinzip ab, bei der die einigende Klammer die Herrscherfamilie darstellte, und wurde zum neuen Leitkollektiv. Einerseits war dies ein politischer und ökonomischer Fortschritt gegenüber der Kleinstaaterei, die häufig in einen Kampf aller gegen alle ausartete, andererseits aber war dieser Fortschritt meist, nicht nur in den »späten« Nationen Italien (1861) und Deutschland (1871), militärisch erzwungen und hatte trotz offensichtlicher Vorteile erhebliche Widerstände zu überwinden. Etwa innerhalb des Anfangs des 19. Jahrhunderts neu geschaffenen Königreichs Bayern und dann innerhalb des 1871 gegründeten Deutschen Reichs, dem sich vor allem Bayern nur widerstrebend anschloss. Schon den Zeitgenossen war die Künstlichkeit der Konstruktion klar, besonders in Italien, wo bei der Einigung nur ca. 5 % der Bevölkerung überhaupt Italienisch in Form der Literatursprache Toskanisch sprach und Massimo d'Azeglio, einer der Gründerväter, feststellte, dass man nach der politischen Einigung die dazugehörigen Italiener erst noch »machen« müsse.²³ Dass diese nationale Organisation ein Zwangskonstrukt ist, zeigen die bis heute immer wieder aufbrechenden Minderheitenkonflikte selbst in den Musternationen England (Nordirland, Schottland) und Frankreich (Korsen, Basken, Elsässer).

Auf dem Höhepunkt der künstlich erzeugten nationalen Begeisterung, etwa im »Dritten Reich«, wurde die Vorherrschaft der nationalen Identität über die aus anderen Kollektiven bezogenen Identitätskomponenten absolut gesetzt. Ein wichtiger Schritt auf diesem Weg war die Pseudo-Begründung in einem angeblich gemeinsamen biologischen Substrat (Volk, Rasse) und die

23 »Abbiamo fatto l'Italia, ora dobbiamo fare gli Italiani.«

Gleichschaltung aller politischen, gesellschaftlichen, kulturellen und beruflichen Organisationen unter einem ideologischen Dach. Trotz aller Blut- und Boden-Ideologie galten sogar die Dialekte und erst recht alle Minderheitensprachen als staatsgefährdend. Der deutschen Nation, Volk und Vaterland sollte alles geopfert werden, was die persönliche Identität eines Menschen formt: die politischen und moralischen Überzeugungen, die Familie, ja das Leben.

Selbst wenn man die Folgen eines übersteigerten Nationalismus' in zwei katastrophalen Kriegen hat erleben können und nun wieder erlebt und selbst wenn man die Nation inzwischen als Konstrukt erkannt hat, heißt das noch lange nicht, dass sie überflüssig ist. Man wird politische, ökonomische und allgemein organisatorische ebenso wie individual- und massenpsychologische, gruppendynamische Gründe annehmen dürfen, die für eine nicht allzu große, aber auch nicht zu kleine kollektive Organisationsform wie die Nation sprechen. Ist nämlich das Kollektiv zu klein, so bietet es zwar die nötige Stallwärme, aber die Egoismen, Individualismen und Partikularismen (Campanilismo) behindern die großräumige Entwicklung. Umfasst es einen ganzen Kontinent wie etwa die EU oder gar die ganze Welt wie die UNO, so ist die Konsensbildung schwierig und vor allem fällt die persönliche, emotionale Identifikation schwer. Die Aufgabe besteht darin, auf verschiedenen Ebenen unterschiedliche Arten von Kollektivverbünden zu entwickeln, die jeweils optimal auf den aktuellen politischen und ökonomischen Entwicklungsstand in den verschiedenen Regionen der Welt zugeschnitten sind und in eine immer wieder schmerzhaft vermisste Utopie wohlorganisierten, friedlichen Zusammenlebens münden.

6. Die Sprache

Die Sprache, die als eine, wenn nicht die tragende Säule nationaler Identität gilt, wird schon in ihrer Genese aus den verschiedensten Materialien geformt, selbst wenn das Sprechern, die nur ihre Muttersprache kennen, meist nicht bewusst wird. Deswegen sollte auch im Sprachunterricht der Erstsprache das Bewusstsein dafür geweckt werden. Betrachtet man die Entstehung etwa der europäischen Sprachen, so sind sie nicht nur (heute mehr denn je) von Fremd- und Lehnwörtern durchsetzt, sondern viele Begriffe, Bilder, Redewendungen, grammatische Eigenheiten, ja ganze Argumentationszusam-

menhänge (sog. Gemeinplätze²⁴) gehen etwa auf Übersetzungen der Bibel und der antiken Autoren aus der Zeit der Entstehung der Schriftsprache zurück. Im Laufe der Jahrhunderte haben sie sich durch den Kontakt mit anderen Sprachen zudem sukzessive mit Fremdem angereichert. Sprach- und Literaturwissenschaft stellen diese Erkenntnisse auf eine solide Basis, sollten aber auch immer wieder darauf hinweisen.

Außerdem ist das Sprachkollektiv nur in wenigen Fällen deckungsgleich mit dem Staatsgebiet und gehört (wie beim Deutschen und einigen europäischen Sprachen offensichtlich) nicht exklusiv einer einzigen Nation, sondern ist gemeinschaftliches Gut verschiedener Nationen, auch wenn man diese Sprachen geläufig als Nationalsprachen bezeichnet. Man denke nur an die sprachlichen Auswirkungen des Kolonialismus. Auch wird man niemanden daran hindern können, eine fremde Sprache zu lernen, sich Wissen über die fremde Kultur anzueignen und in seine Identitätskonstruktion einzubauen.

Die Prägung durch die Mutter-Sprache und der in dieser Sprache verfassten Äußerungen bedeutet nicht, dass man nicht grundsätzlich offen sein kann für tiefgreifende Modifikationen durch das Kennenlernen fremder Sprachen und deren Kulturen. Diese sind ihrerseits als kulturelle Phänomene selten an eine einzige Sprache gebunden und stellen schon in sich einen Synkretismus aus den verschiedensten Quellen dar. In einer globalisierten Welt genügt es allerdings nicht, wenn nur eine Elite fremde Sprachen beherrscht, sondern es müssen breite Schichten der Bevölkerung, ja möglichst alle, durch das Erlernen fremder Sprachen mit fremden Kulturen vertraut gemacht werden. Daher sind Programme wie das Deutsch-Französische Jugendwerk oder ERASMUS so entscheidend für den Erfolg einer europäischen Integration. Für die Verbreiterung der Identitätsbasis etwa im Sinne einer europäischen Identität genügt es allerdings auch nicht, Sprachen nur als Instrument der Alltags- und Wirtschafts-Kommunikation zu erlernen. Das ist sicher ein wichtiger erster Schritt. Doch um in die Kultur einer fremden Sprache einzutauchen, ist die Lektüre von literarischen Originaltexten unabdingbar. Konnte früher ein deutscher Schüler La Fontaine-Fabeln in der Originalsprache auswendig, aber in einem französischen Café keine Bestellung aufgeben, so ist es heute meist umgekehrt. Um die Vorteile der Multikollektivität auszuschöpfen, muss das Ziel sein, beides zu können.

24 Heute oft aus Unkenntnis der lateinischen Herkunft (*loci comuni*) Allgemeinplätze genannt.

7. Identität und kulturelles Gedächtnis (Erinnerungsorte)

Die Identitäts-Bildung ist eine Aufgabe der eng mit der Sprache verknüpften Kultur, ja man könnte fast behaupten, Kultur ist (wenn auch nicht ausschließlich) Identitätsbildung. Es liegt nahe, zunächst die Familie, die Heimat und die Muttersprache (Dialekte²⁵ inklusive) mit ihren kindlichen Identifikationen (Erikson) als Grundlage der Identitätskonstruktion zu nehmen. Wenn man auch den Kindern und Jugendlichen nicht früh genug die Erfahrung vermitteln kann, dass es daneben in anderen Arten von Familien zusammenlebende Menschen, andere Heimaten²⁶, andere Sprachen gibt. Leider haben nämlich die Erziehung und Pflege der Liebe zur eigenen Kultur die fatale Tendenz, das Fremde und Andere abzuwerten, um das Eigene im Wert zu erhöhen. Dabei spielt die Größe der Differenz und die geographische Entfernung zum Anderen nur eine untergeordnete Rolle: Nicht nur der ›ganz Andere‹, der ›Fremde‹ wird zur Selbsterhöhung herabgesetzt, sondern auch der objektiv gesehen relativ Nahe, wie man angesichts der Rivalität zwischen Bayern und den restlichen Deutschen²⁷, Nieder- und Oberbayern²⁸ oder zwischen oft nur wenige Kilometer voneinander entfernten Dörfern weiß. Um dieser fast automatisch auf die Wertschätzung des eigenen Kollektivs folgenden Abwertung des Anderen (›folglich‹ sind die nicht-bayerischen Schüler dümmere, der Himmel im Norden weniger blau und das Bier schlechter...) entgegenzuwirken, erweist es sich als hilfreich, den Blick möglichst oft darauf zu lenken, dass das angeblich Ureigene ursprünglich zu großen Teilen fremd war, dass nicht nur unsere Sprache und Kultur ein Konglomerat aus Elementen

-
- 25 Die unbestrittenen Qualitäten des Dialekts und seiner speziellen lautlichen Färbung betreffen in erster Linie den emotionalen Bereich, bevorzugt den der Kose- und Schimpfwörter, wo er die Identität im Herkunftsmilieu verankert. Er spielt eine ähnliche Rolle wie die Zugehörigkeit zur Familie und zur Region, auch in seinen damit verbundenen Begrenzungen.
 - 26 Solange die in den letzten Jahren erfundenen Heimatministerien die Pflege der Zugehörigkeit zu verschiedenen Heimaten auf ihre Fahnen schreiben, ist nichts gegen sie einzuwenden. Dienen sie jedoch nur einem beschränkten Kollektiv, sind sie anachronistisch.
 - 27 So stand noch 1989 zum Willkommen außen an einem Gebäude der Passauer Universität schwarz auf rot geschmiert groß »Preußen raus!«
 - 28 Sagt ein junger Niederbayer auf die Frage, was für ihn das schlimmste Schimpfwort sei: »Du oberbayerischer, hinterfotziger Saupreiß, Du!«

der verschiedensten Sprachen und Kulturen ist, sondern auch unsere biologischen Grundlagen. Spätestens seit Ötzi wissen auch breitere Bevölkerungsschichten, was die Genetiker immer wieder neu beweisen: Dass jede ›angestammte‹ Bevölkerung das hybride Ergebnis immer neuer Wanderungswellen über Jahrtausende ist.²⁹ Ebenso bekannt ist, wenn auch nicht in seinen Konsequenzen immer klar vergegenwärtigt, dass das die europäische Identität prägende Christentum ebenso aus dem Orient stammt wie das Judentum und der Islam, die Zahlen und die Schrift, dass viele deutsche Begriffe wie Alkohol, Kaffee, Tabak und Zucker und die dazu gehörenden, so grundlegenden Dinge aus dem arabischen Bereich stammen, der Hopfen aus Osteuropa, die urbayerischen Zwiebeltürme von orientalischen Kuppeln beeinflusst sind etc. Zwiebeltürme und Minarette passen also, trotz gegenteiliger Äußerungen bayerischer Politiker, sehr wohl zusammen.

Besonders im Bereich der Kultur im engeren Sinne, der Architektur, Kunst und Literatur ist der Synkretismus so offensichtlich, dass Goethe auf dem Höhepunkt der Begeisterung für Nationales den Begriff der Weltliteratur prägte. In einem weiteren wichtigen, offensichtlich hybriden Bereich, demjenigen der Esskultur³⁰, kennt die jüngere Generation dank Döner, Burger, Pizza und Spaghetti oft schon keine ›typisch bayerischen‹ Gerichte mehr, so dass man in der Presse Klagen darüber lesen kann, dass entsprechende Lokale ausstürben. Eine deutsche (Leit-)Kultur ist genau besehen eine *contradictio in adjecto* und erinnert fatal an Goebbels ›deutsche‹ Kunst und ›deutsche‹ Wissenschaft. Eine nationale Kultur kann es nur in dem eingeschränkten Sinne geben, als sie aus einem internationalen, mehr oder minder große geographische Flächen und kulturelle Bereiche umfassenden gemeinsamen Topf verschiedene Ingredienzen mit mehr oder minder ausgeprägtem Eigengeschmack herausgefischt und weiterentwickelt hat. Die sogenannten Völkertafeln sind ein schöner Beweis dafür, dass die Zuordnung bestimmter Eigenschaften zu bestimmten Völkern schon immer höchstens als Grundlage für Karikaturen dienen konnte: Wie viele Franzosen laufen normalerweise mit Baskenmütze, Baguette un-

29 Woher stammt wohl der sogenannte Mongolenfleck?

30 Es wird behauptet, dass die vielen Auflagen des Kochbuches von Pellegrino Artusi (La scienza in cucina e l'arte di mangiar bene) von 1891 bis heute, das die verschiedenen Regionalküchen Italiens vereint, für die italienische nationale Identität mehr geleistet habe, als Manzonis Bemühungen um eine einheitliche Sprache. Angesichts der weltweiten Verbreitung von Pizza und Spaghetti könnte man eine ähnliche Behauptung für die globale Hybridisierung der Essgewohnheiten aufstellen.

ter dem Arm und mit einer an der Unterlippe klebenden Gauchoise herum, wie viele Deutsche mit einem Gamsbart am Hut, in kurzen Krachledernen mit Wadenwärmern und einem Bierkrug in der Hand?

Selbst wenn man feststellen muss, dass Identität etwas Konstruiertes und sich Veränderndes ist, so bleibt doch unbestritten, dass es verschiedene Kollektive braucht, sei es die Familie, Vereine, die Nation etc., um das Ich materiell und psychisch zu festigen. Eine Methode, solche Kollektive zu konstruieren und in ihrer Funktion lebendig zu erhalten, ist, wie Assmann herausgearbeitet hat, ein »kulturelles Gedächtnis«, gemeinsame Erinnerungen und eine gemeinsame Geschichte (Geschichten), die sich in sogenannten Erinnerungsorten materialisieren. Man versteht darunter nicht nur geographische Orte und Denkmäler, sondern auch identitätsstiftende Bücher (wie in Frankreich die *Chanson de Roland* oder in Deutschland das *Nibelungenlied*, die Lutherbibel, Goethes *Faust* etc.) und einzelne Personen (der Sonnenkönig, der Alte Fritz), historische Ereignisse (die Völkerschlacht bei Leipzig, Auschwitz). Bisher wurden diese Erinnerungsorte unter dem Eindruck des präponderanten Kollektivs »Nation« fast ausschließlich in Bezug auf dieses einzige Kollektiv gesehen und dargestellt,³¹ zumal die Erinnerungsorte bisher überwiegend im Dienste des *nation building* standen.

Assmann postuliert, dass ein solches kulturelles Gedächtnis eindeutig auf eine bestimmte Gruppe bezogen sein müsse. Doch spricht, wenn die eine Nation in ihrer dominanten Funktion ersetzt werden sollte, nichts dagegen, die Gruppe auf mehrere Nationen oder andere Arten von Kollektiven zu erweitern. Denn solche Erinnerungsorte sind häufig nicht nur Teil der Kultur eines einzigen Kollektivs: Karl der Große gehört zur französischen und deutschen Kultur, aber auch zur spanischen und italienischen. Napoleon hat nicht nur Frankreich grundlegend verändert, sondern den ganzen europäischen Kontinent, ja sogar den nordamerikanischen durch den Verkauf von Louisiana an die USA. Auschwitz ist nicht nur ein Erinnerungsort, der Deutschland, die europäischen Juden und andere Verfolgte betrifft, sondern einer mit Auswirkungen auf Identitäten weltweit.

Um ihre Wirksamkeit zu entfalten, müssen die Erinnerungsorte den betroffenen Kollektiven auch vermittelt, immer wieder aktualisiert und gepflegt werden. Selbst das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Familie muss systematisch gestärkt und lebenslang erneuert werden, wenn die Bindung der Stär-

31 Außer von Pierre Nora (1997) für Frankreich z.B. von Mario Isnenghi für Italien (1996-1997) und Etienne François und Hagen Schulze für Deutschland (2001-2002).

kung der Ich-Identität dienen soll. Ein Großteil der Bevölkerung kennt heutzutage trotz erleichterter Erinnerungsspeicherung, Kommunikation und verbesserter Mobilität schon die Heimat, die Namen und Lebensdaten der Großeltern nicht mehr³², geschweige denn die der Urgroßeltern, wenn die Familienidentität nicht durch regelmäßige Treffen und Erzählungen der Familiengeschichte am Leben erhalten wird. Für größere Kollektive wie die Region und Nation sind in erster Linie die Bildungsinstitutionen vom Kindergarten bis zur Universität zuständig, aber auch alle öffentlichen Stellen, die Feiertage, Gedenktage veranstalten, Denkmäler aufstellen, Straßennamen vergeben etc. Ein Name wie Breslauer-Straße oder Gare d'Austerlitz kann antagonistisch, zur Befuerung nationalistischer und revanchistischer Gefühle aktualisiert werden, aber auch für die Erinnerung an eine gemeinsame europäische Geschichte. Da die Erinnerungsorte traditionell zur Stärkung des nationalen Selbstbewusstseins dienten, bevorzugten sie Gewinner-Typen, Helden, Sieger, Eroberer und nicht Niederlagen, Landverluste, gar Verbrechen (zumindest wurden sie nicht als solche gekennzeichnet). Weil die Geschichten sämtlicher, zum Teil antagonistischer Kollektive jedoch nicht nur Erfolgsgeschichten sein können, sondern auch dunkle Flecken aufweisen müssen, die dennoch zur Identität gehören, ist es die Aufgabe der Aktualisierung und Pflege, die historischen Ereignisse so aufzubereiten, dass sie zur Identitätsbildung von Tätern und Opfern taugen.

Claus Leggewie hat als Gründungsmythos Europas unter anderen »negativen« Gründungsmythen wie dem GULag und dem Kolonialismus, die Erfahrungen der Gewaltherrschaft und den Holocaust vorgeschlagen.³³ Die Charakterisierung als »negativ« weist schon darauf hin, dass es dabei einige Schwierigkeiten geben dürfte. Um als Erinnerungsort zur Identitätskonstruktion Europas beitragen zu können, müssen diese Erfahrungen, abgesehen davon, dass sie historisch gesehen neben wirtschaftlichen Gründen zu den wichtigsten Impulsen der europäischen Einigung gehören, bestimmte Bedingungen erfüllen: Auf welches Kollektiv beziehen sie sich, wo doch der historische Sachverhalt Täter, Opfer und passive Zuschauer umfasst? Während Siege und Eroberungen immer schon beliebte Erinnerungsorte und Identitätsstifter waren, sind Niederlagen und Genozide zu

32 Ich meine jederzeit abrufbares Erinnern, nicht ein ausgelagertes Abspeichern in Datenbanken einer Cloud. Assmann setzt für das Alltagsgedächtnis gerade mal hundert Jahre an.

33 Leggewie 2011.

positiver Identifikation auf den ersten Blick kaum geeignet, es sei denn, es gelingt, die jeweils antagonistischen Gruppen zu einem einzigen Kollektiv zusammenzuführen. Wenn beide oder mehrere Kriegsparteien zu der Einsicht gelangen, dass es keinen Sieger und keine Besiegte gibt, sondern letztlich alle die Leidtragenden waren, dann kann ihre Versöhnung über den Gräbern von Verdun gelingen und zum gemeinsamen Erinnerungsort werden. Beim Holocaust jedoch ist das Leid einseitig verteilt und dennoch ist er ein gemeinsamer Erinnerungsort, auch wenn die Wunde offen bleiben muss. Man wird davon abkommen müssen, die Identität immer nur mit positiven Erinnerungen bilden zu wollen und die negativen zu verdrängen, denn die psychische Stabilität von Individuen und ganzen Völkern gewinnt mehr durch eine tätige Verarbeitung von Schuld.

Die Landeskunde und die Lektüre im Fremdsprachenunterricht bieten die große Chance, neue, noch fremde Erinnerungsorte kennen zu lernen und in die Identitätskonstruktion einzubinden sowie eigene Erinnerungsorte mit dem Blick von außen zu sehen. Aus dem Geschichtsunterricht war mir, als einem in Sichtweite des Hohenstaufen aufgewachsenen schwäbischen Jugendlichen, Friedrich II. nahegebracht worden als eine glanzvolle Gestalt, die die Macht ›unseres‹ Kaiserreiches in Süditalien festigte. Ganz anders, wenn auch nicht weniger nationalstolz klang das später in einer Geschichtsvorlesung in Florenz aus italienischer Sicht, wo der *stupor mundi* natürlich Federigo hieß und ein in Assisi getaufter sizilianischer König mit einem eher orientalischen Hof war, der kaum Deutsch konnte und italienische Gedichte schrieb. Wenn man den Gruppenbezug dieser historischen Persönlichkeit nicht künstlich auf ein einziges nationales Kollektiv einschränkt, was ja für das Mittelalter ohnehin unangemessen ist, eignet er sich hervorragend als ein europäischer Erinnerungsort.

Assmann lenkt den Blick auch auf die Notwendigkeit ästhetischer, in des Wortes ursprünglicher Bedeutung von ›die Sinne affizierender‹ Formung eines Erinnerungsortes. Sie stärkt die individuelle emotionale Identifikation, so dass Erinnerungsorte umso wirkmächtiger sind, je gekonnter (Kunst) sie geformt sind. Die Kunst erfüllt dabei vor allem zwei wichtige Funktionen: Emotionale Ansprache des Individuums und gleichzeitig die Festigung des Kollektivs, das die Rezeption über Zeiten und Räume hinweg teilt. Schon immer wird als ein Kennzeichen großer Literatur, Kunst und Musik angesehen, wenn sie über Jahrhunderte, ja Jahrtausende, über Landes- und Sprachgrenzen hinweg Menschen ansprechen kann, wie die Höhlenmalereien von Lascaux oder Beethovens Vertonung von Schillers Hymne an die Freude. Hier

wird deutlich, dass die (nationale) Einvernahme von Kunstwerken schon immer unangemessen war. Was zählt, ist, dass ein Erinnerungsort die Mitglieder seines zugehörigen Kollektivs, das große Teile, ja die ganze Menschheit umfassen kann, affiziert, begeistert, betroffen macht.

8. Identitätspolitik

Der Einsatz der Fremdsprachen und ihrer Landeskunde(n) für eine zeitgemäße regionale, nationale wie übernationale Identitätspolitik, wird sich auf die bestehenden (einst nationalen) und auf neu zu schaffende bzw. aus dem historischen Fundus auszugrabende Erinnerungsorte fokussieren, die sich dazu eignen bzw. entsprechend aktualisiert werden müssen. Bekanntlich gibt es diese supranationalen Kollektive bereits, doch besteht das Problem oft in einer ausgewogenen Balance zwischen den übergeordneten und den Teilkollektiven, die einigermaßen gewährleistet ist in einer föderalen Struktur wie der Bundesrepublik, aber schon in der EU an ihre Grenzen stößt und erst recht in der UNO. Allenthalben sind die nationalen Kollektive noch zu stark im Zusammenspiel mit den supranationalen.

Es gehört zu den großen Versäumnissen der europäischen Einigung, dass die Formung einer europäischen Identität, im Gegensatz zu der deutsch-französischen Aussöhnung, nicht von Anfang an gleichrangig mit der wirtschaftlichen Einigung vorangetrieben wurde. Das liegt an der nur halbherzig betriebenen Europäisierung, da die größere Hälfte des Herzens neben der Wirtschaft immer noch für die jeweilige Nation reserviert war oder wie in Bayern für das Bundesland. Ein Vorbild für einen Ausweg aus den national verengten Perspektiven zu übernationalen Erinnerungsorten stellen die deutsch-französischen Geschichts-Schulbücher³⁴ dar, die die historischen Ereignisse von einem übergeordneten gemeinsamen Gesichtspunkt aus darstellen. Sie geben die nationale Perspektive nicht auf, erweitern sie allerdings durch die Sicht der (früheren) Gegenseite.

Statt die Chancen der Internationalisierung des Sports bewusst zu nutzen, wie es in den einzelnen Fußballclubs ja schon geschieht, fällt man bei den Kämpfen zwischen Nationalmannschaften wieder teilweise in die alten Schemata zurück, auch wenn das ›nationale‹ Erscheinungsbild heute schon

34 Deutsches Historisches Institut Paris/Werner 2005-2019.

erfreulich bunt ist. Daher das ungute Gefühl beim ›Wir-sind-wieder-wer-«-Fähnchen-Schwenken der ›endlich selbstbewussten« Deutschen beim ›Somermärchen«. Insofern ist die Champions-League wesentlich fortschrittlicher und zukunftsweisender, als dort einfach gute Mannschaften, gleichgültig welcher Zusammensetzung, gegeneinander kämpfen. Auch eine europäische Mannschaft wäre keine wirklich zukunftsweisende Lösung, da sie lediglich die Nation durch den Kontinent ersetzen würde. Die Olympischen Spiele gar mit ihren Nationalmannschaften und Medaillenrankings werden ihrem Anspruch, ein völkerverbindendes Spektakel zu sein, nicht gerecht, denn sie stärken die nationalen Antagonismen eher, als dass sie ein wirkliches Fest der (globalen) Jugend darstellten.

Was wir brauchen, ist eine bewusst föderale staatliche Ordnung. Hierbei mag eine europäische oder auch eine deutsche Nation durchaus die Mitte bilden, um die herum sich je nach psychischen und ökonomischen Bedürfnissen des multikollektiven Einzelnen größere und kleinere Kollektive dynamisch wechselnd angliedern. So wird der Weltbürger in der Stadt und der bäuerliche Dorfbewohner im Bayerischen Wald bzw. der global vernetzte Landwirt und der Weltbürger im Bayerischen Wald je seinen eigenen Kollektivmix konstruieren. Nicht als Multikulti-Einerlei, jedoch ohne Zwangsmitgliedschaften in bestimmten, von oben in ihrer Bedeutung festgelegten Kollektiven. Für eine wirklich starke Identität müssen sämtliche beteiligten Kollektive gleichermaßen gestärkt werden. Die Schule etwa sollte durchaus, aber nicht nur die einschlägigen Erinnerungsorte der Heimatliebe pflegen, den Dialekt und die regionale Identität fördern, sondern außerdem ganz gezielt die gesamtdeutsche und vor allem die europäische durch möglichst mehrere Fremdsprachen sowie einen über Deutschlands Grenzen schauenden Literatur-, Geschichts- und Geographie-Unterricht. So kann das Individuum auf der Basis einer starken Identität das Angebot zur Erweiterung des eigenen Horizonts angstfrei, ohne Verunsicherung durch ein paar fremdartige Gesichter in der gewohnten Umgebung annehmen.

Die universitäre Landeskunde mit übernationaler Perspektive kann, aufbauend auf einem kollektivwissenschaftlichen Propädeutikum, anknüpfen an die einigen Fächern bereits inhärente Ansätze: Romanistik und Slavistik sind schon in ihrem Ursprung vielsprachig und Nationen übergreifend angelegt, die Anglistik wird durch die Amerikanistik und die Anglophonie erweitert. Deshalb sollten diese Fächer sich nicht, wie in den letzten Jahrzehnten üblich, in weitere Spezialisierungen aufspalten, sondern eher die Chance einer

supranationalen Perspektive nutzen, die den Fokus auf die Vielfalt und nicht auf die Kontraste zwischen angeblich definierten Nationalkulturen legt.

Literatur

- Artusi: *La scienza in cucina e l'arte di mangiar bene*, 1891.
- Assmann: »Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität«, in: ders./Hölscher (Hg.): *Kultur und Gedächtnis*, 1988, 9ff.
- Deutsches Historisches Institut Paris/Werner (Hg.): *Deutsch-Französische Geschichte*, 11 Bde., 2005-2019.
- Erikson: *Identität und Lebenszyklus*, 1966.
- François/Schulze (Hg.): *Deutsche Erinnerungsorte*, 3 Bde., 2001-2002.
- Isnenghi (Hg.): *I luoghi della memoria*, 3 Bde., 1996-1997.
- Keupp: »Diskursarena Identität: Lernprozesse in der Identitätsforschung«, in: ders./Höfer (Hg.): *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung*, 1997, 11ff.
- Leenhardt/Picht: *Au jardin des malentendus. Le commerce franco-allemand des idées*, 1997.
- Leggewie: *Der Kampf um die europäische Erinnerung. Ein Schlachtfeld wird besichtigt*, 2011.
- Nora (Hg.): *Les Lieux de mémoire*, 3 Bde., 1997.
- Picht: *Espirit/Geist. 100 Schlüsselbegriffe für Deutsche und Franzosen*, 1989.
- Reckwitz: *Das Ende der Illusionen. Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne*, 2019.
- Reckwitz: *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*, 2017.
- Wetzels: »Italiens Lieux de mémoire. Versuche der Identitätsstiftung«, in: Grimm et al. (Hg.): *Italianità. Ein literarisches, sprachliches und kulturelles Identitätsmuster*, 2002, 163ff.

